

Sinnloser“, sagt Luis Stitzinger, „geht’s ja eigentlich nicht.“ Die Rede ist vom Bergsteigen. Erst läuft man rauf, dann läuft man runter, und das unter Aufwand von jeder Menge Energie, Zeit und, an den hohen Bergen, auch Geld. „Aber das Ganze gibt dem Menschen offenbar was, sonst würde er’s nicht tun“, sagt Stitzinger. Für ihn selbst gilt das auf jeden Fall. Der Allgäuer Stitzinger ist in den Bergen, mit den Bergen aufgewachsen. Sein Vater ist Bergführer, er selbst auch, seit Jahren leitet er Touren und Expeditionen, er stand auf fünf Achttausender-Gipfeln. Er genießt das Eintauchen in eine andere Welt, eine „simpl strukturierte Welt, in der es nur Bergsteigen, Essen, Nest bauen, Schlafen gibt“. Dieses Gefühl, ganz auf sich allein gestellt zu sein, sich selbst behaupten zu müssen, komplett außerhalb der Zivilisation. Und die Augenblicke im Hochlager, auf 7000 Meter, wenn in der Abendstimmung der Blick weit runter geht ins Tal, auf riesige Gletscherströme und über mächtige Wände. „Diese Szenerie saugt man auf“, sagt Stitzinger. „Daran erinnert man sich zu Hause, das gibt Kraft. Diese Bilder trägt man in sich.“

Der 44 Jahre alte Stitzinger liebt und lebt den Alpinismus – vor allem eine seiner vielen Formen: das Skifahren. Das betreibt er auch dort, wo für die meisten anderen Skifahrer die Luft zu dünn wird: an den höchsten Bergen, an den Achttausendern. 2006 fuhr Stitzinger mit Benedikt Böhm und Sebastian Haag vom Gasherbrum II (8035 Meter) ab. Zwei Jahre später fuhr er als Erster durch die zentrale Diamirflanke des Nanga Parbat (8125 Meter, siehe Bild auf dieser Seite), von knapp 8000 Meter bis zum Ende des Gletschers auf 4600 Meter. Es folgten Versuche an Dhaulagiri (8167 Meter) und Makalu (8463 Meter), ehe Stitzinger den Broad Peak (8051 Meter) vom höchsten möglichen Punkt aus, dem Joch auf 7850 Meter, bis zum Wandfuß abfuhr. Auf seinen jüngsten Expeditionen erreichte Stitzinger mit seiner Partnerin, der mit fünf Achttausender-Gipfeln erfolgreichsten deutschen Höhenbergsteigerin Alix von Melle, zwar wetterbedingt weder am K2 (8611 Meter) noch am Manaslu (8163 Meter) den Gipfel – spektakuläre Skiabfahrten aber schaffte er trotzdem, vor allem am K2. Da fuhr Stitzinger als Erster von der Schulter vor dem Gipfelaufbau auf 7900 Meter über die Kukuczka-Route bis ins Basislager auf 5100 Meter ab.

Skifahren auf den höchsten Bergen der Welt: Dieser Gedanke wirkt auf den ersten Blick wahnsinnig verlockend – auf den zweiten wahnsinnig verwegend. Das fängt mit dem Hochschleppen der Ski an. Der



Ski heil: Luis Stitzinger beim Aufstieg zum K2 (oben), darunter seine Linie bei der Abfahrt vom Nanga Parbat. Das Skifahren an den hohen Bergen ist nicht immer nur das reine Vergnügen.

Fotos Archiv Stitzinger/von Melle

Auf der Kante

Luis Stitzinger klettert nicht nur auf die Gipfel der Achttausender. Er sucht und findet auch Skirouten für Abfahrten entlang der steilen Flanken. Wer die Talfahrten durch Todeszonen überleben will, darf sich keinen Fehler leisten. *Von Bernd Steinle*

kraftraubende Anstieg, die dünne Luft, das unübersichtliche Gelände, Gefahren wie Lawinen, Spalten oder Blankeis, die extreme Länge der Abfahrten von 3000 Höhenmetern und mehr, die Unsicherheit von Schnee- und Wetterverhältnissen: Es gibt vieles, was einem das Skifahren an einem Achttausender verleiden kann. Ganz abgesehen von der Gewissheit, dass „Fehler verboten sind“, so Stitzinger. „Man darf nicht stürzen. Sonst ist man weg.“

Er weiß: „Manche Leute schlagen da die Hände über dem Kopf zusammen und denken: Was für ein Irrsinn! Das ist Harakiri!“ Wäre es für viele wohl auch. Aber, so Stitzinger, vor allem deshalb, weil man sich eben nur sich selbst in so einer Situation vorstellen könne, nur das eigene Gefühl auf Ski kenne. Und nicht das eines anderen, dessen Sicherheit und Vertrautheit. „Manche fühlen sich vielleicht auf einer Skikante sicherer als auf Steigeisen“, sagt Stitzinger. Ohne dieses grundlegende Vertrauen geht gar nichts. „Ein Fußgänger kann vom Gipfel auf derselben Route wieder absteigen, oft in den gleichen Stapfen. Er kann an Fixseilen gehen, wenn er ausrutscht, fällt er vielleicht ein paar Meter. Diese Sicherheit hat der Skifahrer nicht. Er muss ganz auf sein eigenes Können, seine eigene Sicherheit vertrauen.“ Ein Leben auf der Kante.

Stitzinger ist passionierter Skifahrer. Er hat über Jahre viel Erfahrung gesammelt auf Ski-Durchquerungen und als Steilwandfahrer in den Alpen. Steilwandfahren, das heißt Hänge von bis zu 60 Grad Neigung befahren, da ist der Blick bis an den Fuß der Flanke selbst für die Experten fürchterend. Er hat bei diesen Extrembefahrungen viel gelernt, seine Technik verbessert, die Routenfindung verfeinert: Wo geht es noch, wo macht es keinen Sinn mehr? „Wenn man diese Maßstäbe an die ganz hohen Berge anlegt, gibt es in den Alpen viel wildere Abfahrten“, sagt er. Das Problem ist, oder besser eins der vielen Probleme: In den Alpen kann man sich punktgenau den Tag aussuchen, an dem die Bedingungen perfekt passen. Im Himalaja muss man in den Verhältnissen zu recht kommen, die in der limitierten Expeditionszeit gerade herrschen.

So wie am K2. Da musste Stitzinger mit einer internationalen Bergsteigergruppe seinen Gipfelversuch an der Schulter we-



gen peitschender Winde und dichter Wolken abbrechen. Alle anderen marschierten zurück, Stitzinger schnallte die Ski an. Er fuhr erst nahe am Aufstiegsweg ab, der Cesen-Route. „Dann aber wurde es weiter unten sehr schnell sehr warm“, sagt er, „die Gefahr von Nassschneelawinen wurde sehr groß.“ Er hatte die Wahl: entweder biwakieren und am nächsten Morgen, bei sicheren Verhältnissen, weiterfahren – oder zu einem anderen Grat wechseln, auf die Kukuczka-Route. Die hatte er von unten studiert, so gut es ging – es ging aber nicht sonderlich gut. Es war ein Trip ins Unbekannte. „Ich wusste nicht, wie schwer es würde, was da genau auf mich zukommt.“ So fuhr er 600 bis 800 Höhenmeter ab – und landete prompt in einer Sackgasse. Stand vor einem steilen, exponierten Felsgrat, rund 200 Meter lang. Eine knackige Kletter-Passage. Um zurück auf die Cesen-Route zu kommen, hätte er stundenlang wieder aufsteigen müssen. Also versuchte er, den Grat abzuklettern. Nach einhalb Stunden war er geschafft. Er schnallte die Ski wieder an und fuhr

weiter hinunter ins Basislager. Insgesamt brauchte er für die rund 2700 Höhenmeter fünf bis sechs Stunden.

Macht so was noch Spaß? Für Stitzinger ist das keine Frage: macht es. Am Nanga Parbat etwa sei das obere Drittel der Diamir-Flanke noch eine ziemliche Quälerei gewesen, hart gefrorenere Schnee, dazu die große nervliche Anspannung. Weiter unten aber folgten dann Passagen mit firmähnlichen Verhältnissen – „und das macht in diesem Setting schon unheimlich Spaß“. Am Manaslu, bekannt für ergiebige Schneefälle, „gab es fast immer Pulver, es waren phänomenale Tiefschneeeverhältnisse. Hätte man nicht so viel Luft gebraucht, hätte man glauben können, man ist im Ski-Urlaub am Arlberg“. Die fehlende Luft kann auch einem wie Stitzinger zu schaffen machen, besonders am Anfang, bevor man gut akklimatisiert ist. „Da denkt man, das wird nie was“, sagt er, „man macht drei Schwünge und muss drei Minuten nachatmen.“ Danach aber lasse sich auch an den hohen Bergen richtig Ski fahren – zumindest bis auf eine Höhe von

7000 Metern. „Alles darüber wird sehr kräftezehrend“, sagt Stitzinger, „da macht man keinen Kurzsprung-Teppich mehr“. Da geht es eher darum, mit großen Radien und weiten Schwüngen „Höhe zu vernichten“. Der Genussfaktor hängt dabei immer von der eigenen Kraft und Ausdauer ab – und von einem dritten Faktor: „Mit guter Technik lässt sich viel Kraft sparen“, sagt Stitzinger. „Das muss man ausprobieren, sonst hat man in der Höhe keine Chance, vernünftig was mit Ski anzufangen.“ Schließlich steckt Stitzinger meist in einem dicken Daunenanzug und trägt einen bis zu 25 Kilogramm schweren Rucksack. Am Broad Peak musste er bei der Abfahrt noch Zelte und Vorräte aus den Hochlagern einsammeln und damit 50 bis 55 Grad steile Flanken bewältigen.

Ob eine angepeilte Linie wirklich fahrbar ist, weiß Stitzinger oft erst, wenn er vor der Wand steht. Schneemenge, Schneeverhältnisse, Schneequalität verändern sich laufend, auf den vergletscherten Flanken sind die Séaracs, die Hängegletscher, mal besonders ausgeprägt, mal frisch abgebro-

chen, und nach starken Schneefällen kann Lawinengefahr ohnehin alle Pläne zunichte machen. Wie es aussehen kann, wenn alle Faktoren passen, erlebte Stitzinger am Nanga Parbat. Da hatte er den Gipfel zuvor eigentlich schon bestiegen, zu Fuß, mit einer Gruppe. Erst Tage später aber stimmten die Bedingungen für eine Skiabfahrt. Stitzinger stieg noch mal auf knapp 8000 Meter auf und fuhr die stark zerklüftete, von Gletscherterrassen und Balkonen zerrissene „Mordswand“, so Stitzinger, auf Ski ab – unterstützt von einem Freund im Basislager, der ihn per Fernglas und Sprechfunk vor den vielen Fallen und Sackgassen in der Riesenflanke warnte. So schaffte er die knapp 3500 Höhenmeter in zwei Stunden.

In diesem Frühjahr ziehen Stitzinger und Alix von Melle nun an die Shisha Pangma (8027 Meter) nach Tibet. Die Ski sind natürlich dabei. Ziele hat Stitzinger noch genug, den Kangchendzönga (8586 Meter) etwa, den dritthöchsten Berg der Welt, einen schon zu Fuß wenig besuchten Berg. Grundsätzlich geht es ihm und von Melle darum, immer Neues kennenzulernen, neue Berge, neue Routen, neue Regionen. Das ist ihnen wichtiger, als knapp verpasste Gipfelerfolge wie am Manaslu, als sie 150 Höhenmeter vor dem höchsten Punkt umdrehen mussten, baldmöglichst nachzuholen. Und das höchste aller Ziele, der Mount Everest? 2000 gelang dem Slowenen Davo Karnicar dort auf der Südseite die erste komplette Skibefahrung. Obwohl ihn die steilen Couloirs auf der Nordseite reizen, sieht Stitzinger den Everest zwiespältig: Die Kosten sind enorm hoch, das Bergerlebnis leidet unter Rummel und Massenauftrieb. Zudem liegt der Gipfel gegenüber vielen anderen Achttausendern „noch mal eine Etage höher“, auf 8848 Meter. Das macht allein den Aufstieg schon schwer genug – von der Abfahrt nicht zu reden. Denn ob als Fußgänger oder Skifahrer, bisher haben Luis Stitzinger und Alix von Melle alle ihre Achttausender ohne Verwendung von zusätzlichem Sauerstoff geschafft. Das soll auch so bleiben.



Chapeau

Qualität ohne O-Ton

Von Peter Penders

Was macht man bloß mit einer Sendung namens Sportschau, die ja in Wahrheit längst eine reine Fußballsendung ist, wenn die Bundesliga Winterpause hält? Die Befürchtung lag nahe, dass die ARD ihre Zuschauer an diesem Samstag mit unzähligen Beiträgen aus den Trainingslagern quält, um das teuer erworbene Produkt weiter zu befeuern. Aber manchmal setzt sich Qualität doch noch gegen simple Marketinggedanken durch. Am angestammten Platz der Sportschau läuft an diesem Samstag nämlich von 18.05 Uhr an der 100-minütige Film von Friedrich Bohnenkamp „Steffi Graf – Ein Porträt“. Das ist erstaunlich, weil sich für die Erstausstrahlung des Films über eine der größten deutschen Sportlerinnen kein Platz in der ARD finden ließ – angeblich, weil Steffi Graf ein Interview verweigerte. Der Beitrag wurde deshalb im dritten Programm des produzierenden SWR im Mai vergangenen Jahres quasi weg gesendet. Bohnenkamp hat sein Stück aktualisiert. Neben Weggefährten von damals berichtet nun auch Angelique Kerber von ihrem Treffen mit Steffi Graf in Wimbledon. Nur die Protagonistin mochte auch diesmal kein Interview geben, was den Film angesichts der Verkrampftheit von Steffi Graf vor Fernsehkameras vermutlich aber sogar eher besser macht. Das aber wäre sicher eine bemerkenswerte Innovation, wenn die Bundesliga aus dem Winterschlaf erwacht: Eine Sportschau ohne nichtssagende Interviews wäre glatt Stoff für ein weiteres Chapeau.



Attaque

Bitte mehr Platz!

Von Wolfgang Scheffler

Ein Basketball-Platz misst in der nordamerikanischen Profi-Basketballliga (NBA) 94 mal 50 Fuß (28,65 mal 15,24 Meter) – und auf diesen knapp 437 Quadratmetern tummeln sich immer gleichzeitig zehn, meist hochgewachsene, schwere Athleten. Dass dieser Raum eng bemessen ist, weiß jeder, der schon mal ein Spiel der NBA gesehen hat. Immer wieder landen Spieler im Eifer des Gefechts mitten unter den Zuschauern. Denn die besten Plätze liegen in der NBA direkt am Spielfeldrand. Beim Spiel der New York Knicks versuchte Stephen Jackson von den San Antonio Spurs am Donnerstag nach 2:50 Minuten einen Drei-Punkte-Wurf, machte danach einen Schritt zurück und stolperte über eine Kellnerin, die vor der ersten Reihe kniete. Jackson verstauchte sich den Knöchel und konnte nicht mehr weiter spielen. Das Team aus Texas verlor haushoch 83:100. Das Pikante daran: In der ersten Reihe saß der New Yorker Oberbürgermeister Michael Bloomberg, den man nach dem Zwischenfall genüsslich Popcorn knabbern sah. Ob die junge Dame gerade das Stadtoberhaupt bedient hatte, war im Getümmel nicht zu erkennen. Aber unabhängig davon, ob indirekt ein Promi schuld war, bleibt die Frage: Was ist wichtiger, die Gesundheit der Spieler oder das Privileg, dass die teuersten Plätze auch hautnah am Geschehen sind? Nicht nur der arme Jackson dürfte der Meinung sein: mehr Platz für die Basketballprofis.

Das VfL-Haus

Klaus Allofs setzt in Wolfsburg die Tradition seiner Vorgänger auf ungewöhnliche Weise fort. Der neue Geschäftsführer des VfL bezieht dasselbe Haus, in dem seine Vorgänger beim Fußball-Bundesligisten gelebt haben. Erster Mieter im Wolfsburger Stadtteil Hegeberg war einst Felix Magath, der die Villa bei seinem ersten VfL-Engagement 2007 erst einmal nach Plänen seiner Frau umbauen ließ. Später zogen die ebenfalls als VfL-Geschäftsführer tätigen Armin Veh und Dieter Hoeneß ein, ehe Magath das Haus ein zweites Mal bezog – und nun für Nachfolger Allofs wieder räumte. Möglicherweise hat das Möbelrücken nun ein Ende. Die Chancen, dass sich die Nachbarn demnächst nicht wieder an neue Gesichter gewöhnen müssen, stehen gut: Allofs war zuletzt 13 Jahre bei Werder Bremen tätig. (dpa)